



Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Seymann.

(2. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Renate unterbrach sich, sie hatte heiße Wangen bekommen.

Vielleicht, um den Eindruck der Erzählung auf die Mutter zu lindern — der Gräfin Züge verfielen förmlich — war Noachim Remmert dazwischen:

„Es war eine wilde, bewegte Zeit. Die Gegensätze prallten allzu scharf aufeinander. Brachte uns doch jene Werra den unheilvollen dreißigjährigen Krieg!“

Renate nickte.

„Es war eine Tat, die sündhafter Zählhorn verschuldet hatte. Jahrhunderte lang waren die von Friedrichswert treue Diener ihres angestammten Hauses gewesen. Man durfte ihre früheren Dienste nicht vergessen und hat sie auch nicht vergessen, aber der Bannfluch blieb auf des Grafen Ulrichs Haupt, und man sagt, er sei bald darauf eines jähen Todes gestorben, in einer stürmischen Nacht, da das Meer die Ufer durchbrach und ihn samt vielen seiner Meisigen verhängte.“

Es folgte nun eine Pause. Noachim Remmert war endlich den stolzen Kopf zurück und meinte mit leisem Lächeln:

„Ihre Geschichte, Komtesse, war ungemein interessant, und ich werde sie sicher nicht vergessen, doch —“ hier wandte er sich dem großen Lehnstuhl zu — „mir scheint, Frau Gräfin, Sie legen allzuviel Gewicht auf ein dunkles Ereignis, das jedes Geschlecht in irgendeiner Form aufzuweisen hat, wenn es seine Ahnherren bis in die wilden Epochen des Mittelalters zurück verfolgen kann. Die Zeit hat diesen Bann, der seine natürliche Sühne forderte, längst von dem Geschlecht der Friedrichswert genommen.“

Der Kapitän nickte vor sich hin. Der Baron lächelte gelangweilt. Die Gräfin aber schüttelte den Kopf:

„Meinen Sie? Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, Herr Ingenieur — wie erklären Sie es sich, daß Graf Ulrichs Nachfolger gleichfalls im Meere errant und daß seitdem die Chronik in unablässiger Reihenfolge den gewaltigen Tod so vieler unserer Ahnen meldet? Drei unserer Vorfahren fielen im dreißigjährigen Krieg. Im 18. Jahrhundert hat eine furchtbare Feuersbrunst einen Teil des Schlosses zerstört und die

ganze Mittelfront in Asche gelegt. Wenige Tage darauf kam einer unserer tapfersten und verdienstlichsten Ahnen im Meere um, und auf ihn folgte als Erbin des Schlosses seine Gemahlin, eine geborene Herzogin von Coudren, die trotz ihrer Echeu vor dem Bann den Mut fand, Schloß Friedrichswert zu bewohnen. Sie hatte zwei reizende Knaben, die sie über alles liebte und deren Sicherheit ihr mehr am Herzen lag, als ihr eigenes Leben. Nie durfte im Schloß ein Feuer entzündet werden ohne die Gegenwart der Gräfin. Das Meer wurde durch riesige Dämme und Schuß-

alle Winkel des Uberglaubens und der Ueberlieferung, und die Menschheit schmiedete gigantische Waffen gegen Meere und Naturkräfte. Hat da der Bann von Friedrichswert noch seine Kraft behalten?“

„Bis in die heutige Zeit,“ erwiderte die Gräfin, erwidert aber bei dem unausgesprochenen Gedanken an das Ende ihres Gatten und schwieg. Der Ingenieur blickte betroffen auf Renate; sie war erbleicht, ihr Auge ruhte auf der Mutter. Der Baron suchte die Achseln.

Noachim Remmert bemühte sich, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken. Der Kapitän hatte bald die ganze „gruselige Geschichte“ vergessen und gab einige lustige Streiche aus seiner Schiffsjugendzeit zum besten. Er konnte, wenn er einmal darin wurde, wundervoll erzählen.

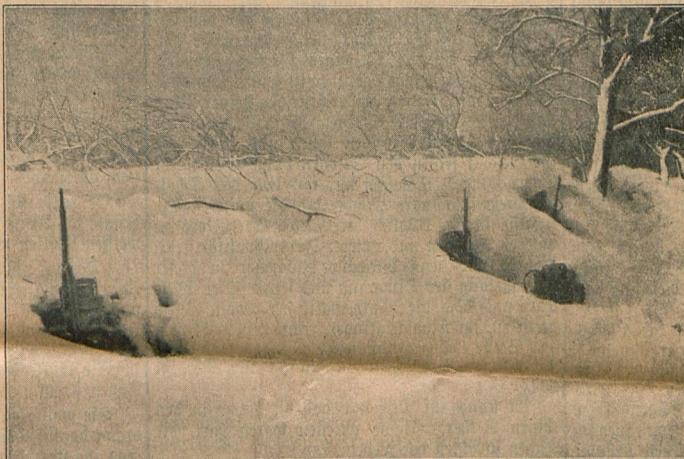
„Da darf ich auch ein Abenteuer nicht vergessen, wie ich einst beim Kap Horn über Bord fiel, als ich so heftig an einem harten Zwieback kaute, daß ich das Gleichgewicht verlor. Das Meer wimmelte von Haifischen; ich hatte zum Glück den Hammer bei mir, mit dem ich den Zwieback zerteilte. Kaum arbeitete ich mich an die Oberfläche, da kam auch schon ein riesiger Hai auf mich zugeschwoommen und schnappte.“

„Dann ging es Ihnen wie dem Propheten Jonas!“ warf der Ingenieur ein.

„Dann würde ich nicht das Vergnügen haben, mit Ihnen auf der Nordsee herumzugondeln. Nein, die Sache kam anders. Es entspann sich ein Kampf zwischen mir und dem Riesenfisch, der mindestens sieben Meter lang war. Der Hai fuhr auf mich los; ich hob den mächtigen Hammer und schlug ihm drei Backenzähne ein.“

„Erlauben Sie, Kapitän, ein Haifisch hat keine Backenzähne.“

„Der Haifisch, mit dem ich zu tun gehabt, hatte Backenzähne, Herr Ingenieur — oder können Sie mir das Gegenteil beweisen? — Der Hai ergriff die Flucht, aber nun kam das schlimmste: an seiner Stelle erschien ein noch größerer, offenbar die Gattin, die ihre ganze Horde von Haijungen ausführte. Ich schwamm nun mitten unter ihnen umher und redete ihnen begütigend auf gut Hamburgisch zu. Aber die Besten verstanden mich schlecht. Mit einmal fühlte ich einen furchtbaren Schmerz am rechten Bein und einen eben solchen an der linken Schulter. Zwei Haie hatten mich gepackt, und einer zog nach unten und einer nach



Die Wohlthaten des Winters.

Ganz vorzügliche Deckungen bietet die dicke Schneedecke in den Karpathen. Die Unterstände der Schutzgräben sind vollständig überschnitten und dadurch für feindliche Beobachtungen fast unkenntlich gemacht. Die Ausgänge sehen wie kleine Höhlen aus, während die Unterstände, durch Gänge miteinander verbunden, den Soldaten ganz mögliche und warme Aufenthaltsorte bieten. Die Wachtposten aus den Höhleneingängen erscheinen wie Bewohner aus der Unterwelt; die verpackt stehen sie unbeweglich auf ihren voranordnungsvollen Posten und harren des Feindes.

hauten, von denen noch heute Reste zu sehen sind, vom Schloß abgewehrt; sie ließ alle Fischreie im Barte zuschütten und gab strengen Befehl, daß die Knaben sich weder der See noch dem Flusse nähern dürften.

Eines Tages aber entschlüpfen sie der Obhut ihrer Wächter. Es war eine kritische Stunde. Das Meer ging hoch, und starke Sturmwellen wälzten sich gegen das Ufer. Was reizte einen Knabensinn wohl mehr als die See? Sie eilten zum Strand und spielten; als man den Abgang der Knaben bemerkte, da war es zu spät. Eine Flutwelle hatte den jüngeren von ihnen fortgerissen. Seitdem haben die von Friedrichswert nicht aufgehört, des Feuer- und des Wasserfluchs zu gedenken.“

„Doch dann kam die neue Zeit, Frau Gräfin, die Epoche der Aufklärung und der Entdeckungen. Die Fadel der Wissenschaft leuchtete lodern in

oben. Und dann . . ." Er machte eine Pause und blinzelte zornig auf seine Zuhörer.
„Na, was war dann?"
„Und dann — und dann?"

Der Ingenieur verzog den Mund. Es war nicht das erste Mal, daß der Kapitän sich in seinen Zügen fing.
„Na, was war denn dann?" fragte Renate lächelnd.

„Dann verlor ich die Besinnung," entgegnete der schlaue Kapitän, lehnte sich in seinen Sessel zurück und schmunzelte.

„Und als Sie die Besinnung wieder erlangt hatten?" fragte Renate etwas enttäuscht.

„Da war alles vorbei, und ich lag wieder an Bord meines Schiffes. Ich hatte zwar etwas Rauschen am rechten Bein, aber der Hai hatte das dicke Hindsfell nicht durchbeißen können."

Solche Geschichten wußte der Kapitän ungeschält. Obwohl kaum vierzig, war er schon an Nordpol gewesen und hatte das Südpol umschifft. Selbst die Gräfin vermochte sich eines Lächelns nicht zu enthalten, und der Bann auf Friedrichswert war vergessen.

Am nächsten Morgen fuhr der Kutler schon sehr frühzeitig ab. Der Sturm war eingeschlafen, und es schien gut Wetter werden zu wollen. Die Fischer hatten sich alle eingefunden, um den mühtigen Rettern noch einmal die Hand zu drücken. Ueber Renate war wieder die alte Traurigkeit gekommen, ein drückendes Gefühl, das ihre Seele in dunkle Fesseln schlug. Ihr Herz zitterte und ahmte die unruhigen Flügelschläge eines erschreckten Vögels nach; sie fand weder den Mut noch die Kraft, ihrem Geist Schwingen zu leihen und fühlte sich bis zur Melancholie müde und verlassen. Das war ja die Stimmung, die sie so oft befiel, heute aber stärker denn je.

Auch der Baron wollte in den nächsten Tagen abreißen, denn er war nur auf kurze Zeit nach Friedrichswert gekommen, um seine Braut zu besuchen. Seine Abreise ging Renate jedenfalls nicht nahe. Vom ersten Tage an, da Kurt von Oldensfort als Gast in Friedrichswert eingezogen war, hatte sie ihm wenig Sympathie entgegengebracht. Der Graf hatte mit dem Wunsch, Renate möchte sich mit dem Baron verheiraten, nicht hinter dem Berge gehalten, und zum erstenmal war Gräfin Olga mit ihrem Gatten einer Meinung gewesen.

Renate sträubte sich lange gegen die Liebeswerbungen des Barons. Ihr Geist war zu gesund, um das Gift schlechter Lektüre aufzufangen. Ihre Seele aber war unbesiegt und durch ein tiefes, reiches Gemüt gehärtet. Mit ihrem scharfsinnigen Geist ersetzte sie rasch die verlogenen Konsequenzen der landläufigen Romane, und ihre Seele sträubte sich, die biedere und platte Gelegenheitsmoral dieser papierernen Helden und Heldinnen auf sich selbst zu übertragen. So blieb in ihrer Gefühlswelt eine Leere, die nur manchmal von einem dunklen, süßen Ahnen ausgefüllt wurde, in das sich die verschwiegene Träume eines unbekannteren, doch desto größeren Glückes stahlen. Die Sorge um Isa, die fünfjährige Schwester, kam ihrem heimlichen mütterlichen Instinkt entgegen und weckte frühzeitig in ihr die wunderbare, mythische heilige Liebe der Frau.

Was Liebe war, wußte sie nicht. Die Geschichten, die sie darüber las, erweckten in ihr nicht jenes Echo, wie in vielen anderen Mädchenherzen; doch von jener Liebe, die Ehen schmiedet, hatte sie eine falsche Vorstellung. Als Graf Friedrichswert auf so jähe Art aus dem Leben geschieden war und Gräfin Olga nicht aufhörte, ihre Tochter zu bereden, dem Verben Oldensforts nachzugeben, da zeigte sich Renate allmählich zugänglicher, nicht, weil Oldensfort ihrem Herzen näher gekommen war, sondern weil das Leid um den verlorenen Vater ihre Energie gebrochen und sie dem Wunsche der Mutter gegenüber willfähriger gemacht. Wenn

sie sich in Gedanken mit ihrer zukünftigen Ehe beschäftigte, so schwebte ihr eine Art kameradschaftlichen Zusammenlebens vor, eine Gemeinschaft der Interessen ohne tiefgründigeren Austausch der Empfindungen. So hatte sie die Ehe zwischen Gräfin Olga und ihrem Vater sich abspielen sehen, so dachte sie sich ihre eigene; sie war entschlossen, dieses liebevollere Leben auf sich zu nehmen um der Mutter willen, an der ihr Herz nach dem Tode des Vaters mit doppelter Zärtlichkeit hing, deren Wunsch ihr wie ein Evangelium war. Manchmal pochte wohl eine unerklärliche Sehnsucht gegen ihr Herz, und ein stummes Weh ergriff Besitz von ihrer Seele. Aber sie wurde sich dessen Bedeutung nicht klar, auch heute nicht, als diese Sehnsucht den Pulsschlag ihres Herzens erhöhte und zu einer Symphonie der widerstrebendsten Gefühle anwuchs, als dieses Weh, tiefer als sonst, ihre Seele ergriff und sie mit tiefer Niedergeschlagenheit erfüllte. Es wurde ihr schwer, ihrem Bräutigam mit jener Gleichgültigkeit gegenüberzutreten, woraus sie nie ein Hehl gemacht, und Oldensfort erhöhte ihre Verwirrung, indem er sie ständig beobachtete.

Ueber Joachim Kemmert wurde nicht mehr gesprochen.

Die Rettung Klaas Kerfens spielte in der Erinnerung des Ingenieurs schon keine Rolle mehr, wohl aber die Geschichte des Banns von Friedrichswert. Der Kapitän bezeichnete alles als puren Aberglauben; Joachim Kemmert war nicht ganz derselben Meinung, was den Kapitän doppelt wunderte, denn der Ingenieur war bekannt wegen seiner freigeistigen Gesinnung.

„Es würde mich sehr interessieren, Ihre Ansicht darüber zu hören," sagte Janjan.

„Gern! Sehen Sie, Kapitän, die Erfahrung lehrt, daß sich ganz bestimmte und unumgängliche Beziehungen zwischen den Menschen und den Ereignissen feststellen lassen. Man sagt nicht umsonst: Der Mensch ist seines Glückes Schmied. Man sollte vielleicht sagen: er ist seines Schicksals Meister; mit Schiller gesprochen: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Ich halte Leute, die sich vom Schicksal treiben lassen und behaupten, ihr Geschick sei in den Sternen vorgezeichnet, für Schwächlinge. Schaffen wir uns doch das Schicksal, diese imaginäre Macht, die die äußeren Ereignisse in ein kläglich berechnetes Verhältnis zu unseren Anlagen und unserer Individualität stellt. Wüßten wir denn durchaus Zukunfter in dieser Abhangelung der Dinge um uns sein? Der Wille lehrt uns doch die Mathematik der Logik. Also greift zu, ihr Menschenfinder, rechnet, stellt Zahlen an Stelle von Illusionen, Erwartungen und Wünschen. Rechner euer Schicksal aus, und ihr habt es in Händen!"

Er stand auf und hob die Arme in den reinen Aether. Seine Miene waren hart, die Augen sprühten das Leben.

„Der Kapitän, phlegmatischer veranlagt, sah eine Weile nachdenklich in die Ferne.

„Nun wohl, was hat das aber mit dem Bann auf Friedrichswert zu tun?"

„Ich versuche, es Ihnen klarzulegen. Ich finde, jene traurigen Vorwissenisse, die Sie Zufälle nennen, die aber doch eine verzwickte Statistik ergeben, sind nicht rein als blinde Geschnäusse zu erklären. Das Schicksal ist etwas Clementares, aber es ist von uns abhängig wie der elektrische Strom vom Akkumulator. Wie wir uns zu den Dingen stellen, so stellen sie sich zu uns, und das Maß unseres Willens reguliert ebenso unser Leben, wie jene ungezählten geheimen Strömungen, die es durchpochen. Ob nun die Vorgeschichte des Bannes auf Friedrichswert Sage oder Wahrheit ist — die Furcht, die abergläubische Entwertung unter das Schicksal hat sich auf alle Epigonen vererbt. Die Katastrophe kam über jeden, weil sie sie alle erwarteten, und so ward der Blutbann für die Späteren ein ständiges Renetel des Verhängnisses."

„Sie mögen Recht haben, Herr Ingenieur, obgleich . . ."

„Nun, sehen Sie nicht, daß Menschen mit starkem Willen das erreichen, was sie wollen und was sie suchen? Menschen ohne innere Kraft werden von den äußeren Ereignissen überwunden und besiegt. Die von Friedrichswert trugen sich durch Jahrzehnte mit dem Gedanken an ein plötzliches Ende, an die Erfüllung des Feuer- und Wasserfluches. Anstatt dem fagenhaften Fluch des Todes lebendige Ziele entgegenzusetzen, ergaben sie sich einer Chimäre. Gäte ich es mit dem Bann auf Friedrichswert zu tun, ich würde ihm Halt gebieten!"

Der Kapitän entgegnete nichts, denn der Kutler näherte sich der Weser.

Am Kai stand eine einfache Bürgerfrau. Joachim Kemmert erkannte sie unter den Hunderten von Menschen, die sich geschäftig hin und her bewegten wie eine dunkle Masse von Ameisen. Er eilte auf sie zu und umarmte sie herzlich:

„Du magst Angst ausgestanden haben, liebe Mutter!"

„Ja, das habe ich um Dich, mein Sohn! Gestern abend und die halbe Nacht bin ich am Hafen gewesen, und Vater hat bis zum Morgen kein Auge geschlossen."

„Der Kermtel! Er hat doch ohnehin schweren Dienst! Warum macht Ihr Euch nur solche Sorge um mich? Ihr hättet Euch doch denken können, daß da gar nichts weiter passieren konnte!"

Er schritt hoch ausgerichtet neben der alten Frau, die er um einen guten Kopf überragte, dahin. Sie hatte einen Henkelkorb am Arm und warf von Zeit zu Zeit auf die Vorübergehenden Blicke wie eine triumphierende Königin. Mit jedem Blick schien sie sagen zu wollen: Seht her, das ist mein Sohn! Das ist mein Sohn, der mit einem Kutler heute nacht draußen war und glücklich wieder heimgekehrt ist! Zu ihm gewendet, erwiderte sie:

„So natürlich ist das nun nicht, daß Du zurückkommen würdest. Warum seid Ihr nicht heimgefahren, wie der Sturm im Anzua war? Und jetzt sehe ich erst — Du scheinst ja die ganze Nacht im Wasser gelegen zu haben! Deine Kleider waren sicher durch und durch naß, denn sie kleben noch an Deinem Körper."

Er reckte sich und spannte die Muskeln und behnte die Arme gegen den Himmel, über den die weißen Wolken wie Segelschiffe hinwegglitten.

„Das tut nichts, Mutter, solange man jung ist! Ja, es ging ziemlich heiß her, aber nun bin ich da, und Du kannst ohne Sorge sein! Wenn Ihr bei jedem Lüftchen um mich zittert, dann muß ich ja mehr Sorge um Euch haben, als Ihr um mich!"

Sie blinzelte lächelnd zu ihm empor. In ihren Augen strahlte unendliche Zärtlichkeit.

Sie wollte gleich mit ihm nach Hause; aber er drang darauf, daß sie erst zum Markt gingen und trug ihr stolz den gefüllten Korb, obwohl sie ihn zwanzigmal versichert, daß sich das für einen Ingenieur und für einen Mann von solcher Größe nicht schickte. Sie wurde immer rot, wenn sich die Mädchen nach ihm umdrehten, aber er schien es gar nicht zu bemerken. Zu Hause angekommen, stellte er den Korb mit einem Knick in die Küche und begab sich in das Wohnzimmer. Inzwischen hatte die Sonne die Wolken vertrieben und drang nun mit warmer, goldener Pracht durch die Bütenschleiben.

Er streckte sich lang auf dem Sofa aus und sagte:

„Ah, das tut wohl!"

Mittags kam der Vater. Er war Beamter bei einer Bremer Bank und hatte vor kurzem sein fünf- undzwanzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert. Ein unterleibter Mann, der immer etwas gebückt ging, als bräde ihn die Last der Verantwortung. Aber am Auge erkannte man seine Ähnlichkeit mit dem Sohn. Bald stellte sich auch die Schwester ein, die Sie wurde immer rot und verlegen, wenn der Bruder zu Hause war. Er streckte ihr beide Hände entgegen:

„Na, Ruth, Brautmädel, hast wieder den blonden Kopf voll lateinischer Wissenschaften? Komm' her und gib mir den Schwefelstübchen!“

Er freute sich immer dießlich über ihre reizende Verlegenheit. Von Jugend auf waren sie ständig beisammen gewesen, gleichwohl hatte Ruth stets eine gewisse Scheu vor dem Bruder gehabt, trotz der Liebe, die sie ihm entgegenbrachte.

Sie war ein Brautmädel. Goldblond, etwas aufgeschossen, aber eine Figur, die herrliche Entwicklung versprach. Dabei verriet sich in ihrer einfachen Kleidung ein natürlicher ungekünstelter Schick. Das Gesicht war frei, ein bißchen pausbäckig, frisch gerötet und voll Gesundheit. Sie hatte eigentlich gar nichts von der Studentin an sich, obwohl sie bereits im zweiten Semester Medizin studierte.

Das tief geknotete Haar gab ihrem Antlitz einen weichen Rahmen, der nachdenkliche Blick spiegelte die Dinge um sich her mit kühler Reflexion.

Bei Tisch hatte der Vater das Wort, ihm ordnete sich auch Joachim unter. Dann aber, als die Tafel aufgehoben war, setzten sie sich beide in eine Ecke. Joachim mußte erzählen von der verflochtenen Nacht. Und Ruth schlug die Hände zusammen, während ihr Blick voll verdeckter Bewunderung auf dem Bruder haftete.

„Wer das so treiben könnte wie Du . . . siehst Du, Du kannst den Menschen doch etwas bedeuten, kannst aus Dir heraus, aus unserm — wer weiß, ob ich je imstande sein werde, meine Kräfte zu entfalten — ich bin ja nur ein Mädchen —“ sie leuchtete leise auf und blickte zu Boden.

„Oho!“ lachte Joachim, der seine nächtliche Begegnung mit denen von Friedrichswert verschwiegen hatte, er mußte eigentlich selbst nicht, warum. „Nur ein Mädchen? Wie sie das sagt! Man könnte meinen, Du wärst ein ganz überflüssiges Ding auf der Welt — warum studierst Du denn dann eigentlich? Ich dachte doch, aus innerem Drang heraus!“

Sie nickte. „Ja. Aber manchmal möchte ich doch beinahe irre werden an mir selbst. Ist es wirklich mein innerer Drang — ich meine, habe ich wirklich meine rechte Bestimmung gefunden? Manchmal mutet mich das alles so falt und tot an, und ich fürchte mich fast vor dem Leben, vor allem, was damit zusammenhängt — ich weiß nicht, ob auch Männer diese Empfindung des Unbeholfenseins gegenüber der Zukunft kennen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich nicht, Ruth! Aber ich will Dir sagen, was Dir fehlt und woher diese Unbeholfenheit stammt und warum Du manchmal an Dir irre wirst.“

„Du machst mich neugierig . . .“ „Nun, warte einmal, bis die Liebe über Dich kommt, dann wollen wir wieder darüber sprechen. Du weißt, ich habe immer etwas lächelnd auf Deine Pläne herabgesehen, wenn ich auch allmählich zugeben mußte, daß Du Energie genug besitzt, Dein Ziel zu erreichen. Nun ja, Du bist eine Nennmert, und die haben nie verjagt — aber doch eben ein Mädchen . . .“

Sie war feuerrot geworden, als er dieses Thema anschlug. Er sprach gar nicht burlesk. Sie blickte verlegen zur Seite. Ihre Stimme war verflücht.

„Ich werde niemals lieben — lächle nicht, ich glaube, eine Frau muß das von vornherein fühlen können — man sieht und hört so viel Häßliches, was unter dieser Flagge segelt.“

„Weil Du so viele Dinge gesehen hast, die nicht für Mädchenaugen geeignet sind. Aber gerade darum wirst Du erfahren, daß die Extreme im Leben immer andere Extreme auslösen, und daß es neben allem Häßlichen so viel Gutes, Schönes und Erhabenes gibt — und zum Schluß: was sollten denn wir Menschen beginnen, wenn wir nicht die Liebe hätten, und was sollte denn vollends aus den Frauen werden, wenn sie auf dieses höchste

Gut verzichten müßten, das so viel Leiden und Enttäuschungen bei ihnen aufwiegen muß?“

„Du sprichst wie ein Buch“, sagte Ruth, glättete ihren Rock und stand auf. Sie war betreten und blickte zum Fenster hinaus, denn sie wußte nicht, was sie ihm darauf sagen sollte; sie wunderte sich bloß, wie er plötzlich solche Worte fand, denn sie war diese Sprache nicht von ihm gewohnt.

Er kleidete sich an und machte sich zum Ausgehen fertig.

„Kommst Du mit?“ Sie zögerte. „Ich müßte eigentlich noch studieren . . .“

„Ah was! Schlag' das Buch zu und lege es auf das Spind, und wenn es verstaubt, dann ist es gerade recht! Wirft Dir das bißchen Schönheit und Jugend in diesen alten Schmöker vergraben! Solch einen Tag wie heute muß man nützen!“

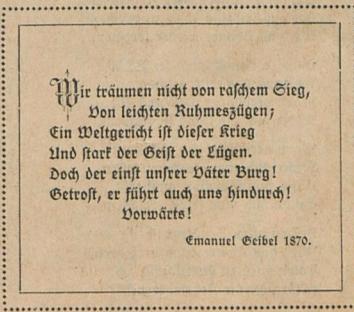
Er brachte ihr, ohne eine weitere Widerrede zu dulden, Hut und Ueberwurf.

„Wo willst Du denn hin?“ fragte sie lächelnd, schelmisch mit den Augen blinzeln.

„Ich muß einige Besorgungen machen und mich dann bei meinem Chef vorstellen, um Rapport zu erstatten. Du kannst ja in der Konditorei gegenüber auf mich warten, einverstanden?“

„Wie könnte man da nein sagen? Du hast schon so eine Art, Dir die Menschen unterzuordnen . . .“

Die Konferenz mit dem Direktor der Deutschen Deichbaugesellschaft „Wigmodia“ dauerte unge-



Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichtem Ruhmesgügel;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unsrer Väter Burg!
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

Emanuel Geibel 1870.

wöhnlich lange. Joachim Nennmert sollte ein Gutachten abgeben über ein Projekt, das zum zweiten Male in der Gesellschaft aufgetaucht war. Gerade der Ingenieur war es gewesen, der sich mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen diese neue Erfindung aufgelegt hatte. Die „Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz“ war darüber in Liquidation geraten. Nun lag die Erfindung, zu deren Ausbeutung diese Gesellschaft damals gegründet worden war, neuerdings in veränderter und verbesserter Form vor. Mehrere Aktionäre hatten Interesse dafür gezeigt. Aber Joachim Nennmert beharrte nach wie vor dabei, daß die Erfindung selbst ziemlich zwecklos sei. Er sah dem Direktor der „Wigmodia“ in dem Arbeitszimmer gegenüber. Der stark ergrante, unterlegte, etwas beleibte Mann mit dem eckig geschnittenen Gesicht, das an Cecil Rhodes erinnerte, hatte Joachim Nennmert immer protegiert. Er hatte sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet. Mit scharfem Instinkt und sicherem Blick hatte er in dem jungen Ingenieur, der mit seinen Plänen und Ideen und seinem draufgängerischen Wesen schon verschiedene Male angestoßen war, den rechten Mann für sich selbst und seine Unternehmungen erkannt. Walter Krefz war unermüdlich in Unternehmungen, unerhapplich in Plänen. In eine Zeit hineingestellt, die wie kaum eine andere vorher für industrielle Unternehmungen geeignet war, hatte er geschickt aus den vielen im Ungewissen liegenden Ideen das jeweils Sicherste herausgefunden und fundiert. Er war Teilhaber einer Reihe industrieller Werke und Aktiengesellschaften, die ihren Sitz in Bremen, Hamburg, Berlin und Hannover hatten. Als Gesellschaftler des neuen, großen Patentbureaus

„Univerjum“ in Berlin hatte man ihm Max Edelmänn und dessen neues, rauchloses Sprengpulver, das die Wirkung aller bisherigen Sprengmittel übertreffen sollte, empfohlen. Walter Krefz hörte aufmerksam die Ausführungen seines Ingenieurs an. Joachim Nennmert war auf allen Gebieten beschlagen, und die Chemie war stets sein besonderes Lieblingsfeld gewesen. Er hatte die Zusammenziehung des Pulvers eingehend studiert. „Max Edelmänn ist ein Phantast, Herr Krefz, und ich kann Sie nicht genug warnen, auf seine Ideen einzugehen. Was war das für eine verrückte Sache mit der Herstellung natürlichen Küstenschutes! Die Gesellschaft wollte die Dänen mit diesem Pulver unterminieren, um auf diese Weise natürliche Dämme zu erzeugen. Das Pulver hat nämlich — das ist vielleicht der bessere Teil seiner Wirkung — in einer gewissen Zusammenziehung eine mehr wühlende als sprengende Kraft, und ist imstande, auf weite Strecken hin das Erdreich aufzuwerfen. Was sich die Aktionäre bei dieser Idee dachten, will ich nicht näher unteruchen. Sicher ist, daß mit solchen Küstenschutzmitteln dem Meere der schnellste Weg geebnet würde, die Inseln zu überfluten — wie gejagt, es hat keinen Wert, nochmals näher auf ein Problem einzugehen, das nach allen Seiten hin erledigt ist.“

„Gewiß“, entgegnete Walter Krefz, der sich nicht gleich überzeugen ließ. „Die Frage wäre aber, ob wir dieses Pulver, dessen außergewöhnliche Sprengkraft immerhin erwiesen ist, nicht für andere, besondere Zwecke ausnutzen könnten, und ob es sich nicht lohnen würde, Max Edelmänn seine Erfindung abzukaufen.“

Joachim Nennmert lachte. „Wenn Sie eine halbe Million für ein Rezept ausgeben wollen, das Ihnen beinahe jeder Feuerwerker und Artillerist herunterragen kann, dann gehen Sie auf die Sache ein. Sonst aber nicht.“

„Sie wollen behaupten, daß das Pulver gar keine Erfindung darstellt?“

„Ja. In einigen Nuancen eine neue Mischung, das ist aber auch alles. In Amerika ist man Max Edelmänn schon längst über, und an eine Verwendung für kriegerische Zwecke ist schon gar nicht zu denken.“

„Es wäre mir aber gleichwohl lieb, Herr Nennmert, wenn Sie eine Probe an Ort und Stelle vornehmen würden und unserem Berliner Direktor gleich darüber Vortrag hielten.“

„Neht gern! Wann soll ich reisen?“

„Vielleicht morgen! Wir haben Max Edelmänn für einen der nächsten Tage unsere Entscheidung zugesagt.“

Die nächsten Tage also befand sich Joachim Nennmert in Berlin. Dort machte er die Bekanntschaft des Direktors einer neu gegründeten, großen deutschen Gesellschaft, die in Südwestafrika Eisenbahnbrücken baute. Man fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, in den Dienst dieser Gesellschaft zu treten. Er wollte es sich überlegen. Vor etlichen Tagen hätte er vielleicht ohne weiteres ja gesagt. Was hielt ihn denn? Er war kühn, unternehmungslustig und strebte vorwärts. Aber jetzt war etwas, was ihm im Wege stand. Er wurde sich nicht recht klar darüber, was es war. Er dachte an Ruth und die Eltern. Aber das war es nicht. Immer wieder wanderten seine Gedanken nach Friedrichswert. Mitten in seiner Tätigkeit tauchte das alte Schloß auf, und er sah das Meer und mußte an den gespenstigen Fluch denken, unter dem neben der alten Gräfin Renate ihr Leben wie eine Bürde des Leides trug. Dann erfasste ihn tiefes Mitleid und herrischer Trost.

Seine Berliner Mission war bald beendet. Er konnte über die Erfindung Max Edelmanns zu keinem anderen Resultat kommen als in Bremen, überreichte seine schriftliche Begründung und reiste wieder ab. Er erinnerte sich der herzlichen Einladung der Komtesse und beschloß, seinen Besuch um so eher zu erneuern, als ihn die Deichbaugesellschaft alsbald wieder auf Beschäftigungen ausänderte. (Fortsetzung folgt.)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Riedel.

(Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

Sie hatte nicht die wunderbare Schönheit ihrer Mutter geerbt; aber sie hatte so viel von diesem schönen Geschöpf, daß selbst ein Blick auf das kleine altmodische Bildchen in des Doktors Schreibtisch enge Zusammengehörigkeit zwischen beiden Frauen vermuten ließ. Nur der Blick war ein verschiedener. Während die Mutter frei und ruhig den Beschauer anblickte, lag in den Augen der Tochter etwas Bewegtes und immens Wechselndes. Und doch waren auch sie schön in dem strengen Widerspiegeln eines zarten, empfänglichen Gemüts.

Würde sie einstmals die ebenmäßige Schönheit ihrer Mutter erlangen, wenn ihre Formen voller und weicher geworden waren, der Blick klarer und der schmerzlich-sehnsüchtige Mund lebenswürdiger?

Doktor v. d. Heide machte sich bisweilen solche Gedanken. Seine Erinnerung an die tote Schwester wurde so oft geweckt. Bei einer bloßen Bewegung des Mädchens, bei der Art, wie sie die Hand, den Arm streckte, das Haar aus der Stirn strich und das Kleid raffte, immer glaubte er, die Schwester vor sich zu sehen.

Aber er sprach niemals darüber. Es war nun einmal ein heikles Thema, dieser Vorfall mit der Verstorbenen, wenn auch ein Zeitraum von sieben Jahren die Gras über die Sache hatte wachsen lassen. Der Doktor kannte die Welt, er kannte auch seine kleine, kräftige, gesunde Frau zu gut, um nicht zu wissen, wie leicht von ihren frischen energischen Lippen, die alle Dinge zwischen Himmel und Erde so einfach und geradezu besprachen, ein Wort oder ein Ton kommen konnte, der ihn verletzen würde. Deshalb schwieg er, und niemand im Hause ahnte, wie oft die Heranwachsende um ihre Willen und um der Toten willen seine Gedanken sorgenvoll beschäftigte.

Grifa war die außerordentliche Tochter seiner einzigen Schwester, die im Alter von dreißig Jahren bei der Geburt des Kindes gestorben war. Bruder und Schwester waren die Kinder eines Rechnungsrates in einer mittelgroßen Stadt Norddeutschlands. Als die Eltern früh starben, blieb nur ein kleines Vermögen; für den Doktor gerade genug, daß er seinen wissenschaftlichen Werdegang beenden und auf hilfsbereite Patienten warten konnte. Schwieriger gestaltete sich Helene's Schicksal. Der junge Student dachte schon daran, die Schwester mit sich zu nehmen nach der Universitätsstadt, aber da waren bei näherer Besprechung des Planes so viele Schwierigkeiten entstanden; sie waren förmlich wie Pilze aus der Erde geschossen. Schließlich kam man überein, daß Helene sich zur Lehrerin ausbilden sollte. Eine besondere Neigung zum Erzieherinnenberuf war bei ihr ebensovienig vorhanden wie Abneigung. Aber als sie sich ihr späteres Leben vorstellte, als Herrscherin einer kleinen lebenslustigen Schar, die man auszanken und küssen konnte, und bei der Mutterdienste eigentlich viel vorherrschender und wichtiger waren als dies strenge Aufrechterhalten eines Schulreglements, da war langsam die Lust und die Begeisterung für diesen Beruf in ihr Herz gezogen.

Und dann, dann war es doch auch wahrscheinlich, daß sie selber einst ein Haus und ein Heim und eigene kleine Mädchen und Knaben haben würde. Es war also eigentlich dieses Studium doch nichts weiter als ein Versorgen für alle Fälle, gewissermaßen ein Eintausen in eine Versicherung gegen alle leiblichen Nöte des Lebens.

Die Geschwister sahen sich selten, aber ein reger Briefwechsel ging zwischen ihnen hin und her.

Dann kam die Zeit, wo sie beide ihre Lehrjahre hinter sich hatten und sich nach einem Ort umhieten mußten, wo sie das Erworbene wieder zu Geld machen sollten. Helene ging nach Berlin. Sie fand in einem reichen Hause eine Stelle als Erzieherin und schrieb fröhlich und zufrieden.

Wenigstens in dem ersten Jahr, dann hörten ihre längeren Nachrichten auf, es flogen nur noch Karten in das stille Doktorhaus am Markt in der kleinen Stadt, und mit der Zeit wurden auch sie spärlicher. Dem Bruder wollte es manchmal scheinen, als ob irgend etwas mit seiner Schwester nicht in Ordnung sei. Er beschloß im stillen, sie in den nächsten Ferien um ihren Besuch zu bitten. Es war ja auch so vieles, was er mit ihr zu besprechen hatte. Zu Ostern sollte sie kommen. Und zu Wendlers wollte er mit ihr gehen und ihr die braunäugige Else zeigen.

Es war an einem der ersten Märztage. Draußen wehte eine wonnig-weiche Lust, und auf der Straße erzählten sich die Schuljungen, daß die Stare schon da seien, vom Kirchengdach habe man sie pfeifen gehört. Und nun würden auch bald die Weilchen blühen, meinten die Mädchen; es läge zwar noch Schnee an den geschützten Stellen hinter den Knicks, aber wenn die Sonne erst so schiene, dann könne er sich doch nicht mehr halten, dann sei der Winter vorbei und der Frühling da.

Doktor v. d. Heide stand in seinem Garten und blickte gedankenvoll auf die weißen Schneeglöckchen-

Emanuel Geibel

im Jahre 1859.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen:
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getroßt!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren.
Taten wird zu dieser Feist,
Helden dir die Not gebären.

Bis du wieder starr, wie sonst,
Auf der Stien der Herrsch'g Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage dann empor,
Läuterungslut des Weltbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaisersaar des deutschen Landes!

büchel und die hell-lila Krotzfüße. Es war so wundervoll, daß es nun Frühling werden wollte! Überall in der Natur das fröhliche Treiben und Knospen und Wachsen. Und dazu die herrliche, schöne, feste Hoffnung auf ein gesegnetes Werden.

Am dem Abend dieses ersten Frühlingstages war es, als der Doktor ein Telegramm erhielt. Aus Berlin von seiner Schwester. Er solle kommen! Sofort! Zwei Stunden später saß er im Zuge. Am frühen Morgen, als der Tag dämmerte, stand er vor ihrer Wohnung.

Er war erwartet worden. Mächtig erwartet sogar, das sagte ihm ein Blick in das Gesicht der Frau, die ihm die Tür öffnete. Es war eine freundliche, laubere Frau mit bekümmerten Augen. Sie hielt ihn ängstlich fest, als er vorbeischieben wollte, und ein paar Minuten lang stand sie mit ihm auf dem halbdunklen Flur und erzählte, was erzählt werden mußte.

Dann öffnete sie die Tür zum Krankenzimmer. Sie hatten die Vorhänge des Bettes weit zurückgeschlagen, und die Sterbende lag so, daß der erste Blick des Bruders die Seitenlinie ihres Antlitzes freilegte, und diese Linie war bereits streng und scharf wie bei einer Toten.

Er hatte ruhig sein wollen, aber ein jähes Angstgefühl, daß er doch schon zu spät kam, packte ihn so stark, daß ihm einen Augenblick der Herzschlag stockte und er wie festgewurzelt in der Tür stand.

„Leni, meine liebe Leni!“

Sie war sehr schwach. Der Blutverlust war zu stark gewesen. Das zeigte ihm ein Blick in das blasse Gesicht und auf die völlig kraftlosen Arme, die matt und regungslos auf der Decke lagen. Sie konnte ihm keine Hand entgegenstrecken, selbst ihr Gesicht wandte sich ihm nicht zu, nur der Blick ihrer Augen traf ihn, und um ihre Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln. Das Sprechen fiel ihr schwer, unter mühsamem Keuchen und bruchstückweise rangen sich die Worte von ihren Lippen:

„Es ist gut, daß Du da bist. Ach habe Dir so viel zu sagen. Sei mir nicht böse! Nimm Du mein Kind. Ziehe es auf. Sei ihm ein Vater. Willst Du?“

Sie lag mit geöffneten Lippen und weinte. Schweiß stand auf ihrer Stirn.

Der Doktor tat, was er konnte, aber es war wenig zu helfen. Er konnte nur ihre Hände in die seinen nehmen und ihren angstvoll gequälten Augen immer und immer wieder versichern, daß ihr Kind allezeit in ihm einen Vater finden sollte. Sie möge nur ruhig sein. Er strich ihr das Haar aus der Stirn und wusch ihr zart und weich den feuchten Schweiß von ihren bleichen Schläfen. Auf dem Seitentischchen stand Champagner. Er schloß ihr davon ein und wusch ihr Stirn und Lippen. Da wurde ihr Atem etwas lebhafter. Er stand auf und bat die Wirtin um das Kind. Sie hatte es in ihrem Zimmer und brachte es mit dem liebevollen Lächeln, das gutherzige Frauen in jeder Situation für ein neugeborenes Kind haben. Sie legte es ihm in die Arme, und er setzte sich so, daß die Kranke es sehen konnte. Sie lag still und regungslos. Welch tiefe Spuren hatte der Schmerz in ihre Züge gegraben! Herb und fast feierlich schien ihm ihr Antlitz. Was hätte er nicht alles getan, um ihr jetzt das Sterben zu erleichtern! Er wußte sonst wohl zu Sterbenden zu reden. Aber hier lag die Sache so anders. Hier verblutete langsam und qualvoll ein junges Herz an einem Schmerz, den es nicht genannt haben mochte.

Der Doktor trat von dem Bett zurück und gab der Frau das Kind, daß sie es hinausbrachte.

Er kniete vor dem Bett nieder und hob den Arm unter ihr Kissen, so daß die Sterbende nahe seiner Schulter lag, und er ward nicht müde, ihr die zärtlichsten, liebevollsten Worte zuzusprechen. Ob sie sie noch vernahm? Einmal dankte ihm der Blick ihrer Augen, und er fühlte, wie sie sich fester an ihn lehnte. Dann kam die Agonie. Sie war kurz und, wie ihm schien, schmerzlos. Er fühlte, wie ein Zittern durch ihren Körper rann, ihr Kopf fiel ein wenig nach vorn, wie der Kopf eines schlafenden Kindes, und von ihren Lippen, fast nur ein Hauch, kam ein Wort, das der Doktor in viel späteren Jahren erst verstand. Es war ein Name. Er legte die tote zurück.

Ein paar Wochen später erlebten die Bewohner des kleinen Ortes das noch nie dagewesene Schauspiel, daß vor ihres jungen unehelichen Doktors Haus mittags im Sonnenschein ein Kindernagen stand. Und wenn sie hineinguckten, sahen sie unter dem feinen grünen Schleier ein kleines, zartes, etwas bläuliches Gesichtchen. Im übrigen mußten sie ihrer Neugierde Zügel anlegen, sie durften nicht wagen, das Bettchen oder die Händchen der Kleinen anzufassen, denn zur Seite des Wagens saß Thyra, der große gefleckte Jagdhund des Doktors, und richtete sich furend und zähnefletschend auf, sobald die Grenzen der Discretion überschritten wurden.

Und als der Sommer ins Land kam, stand ein junges, braunhaariges Mädchen mit einem Strauß roter Rosen im Girtel vor der Wiege und nahm das kleine großäugige Kind so behutsam und freundlich in ihre Arme, als habe sie ihr Leben lang nichts anderes getan als kleine mütterlose Waisen herumgetragen.

„Sieh doch, Mar, sie ist gar nicht bange vor mir! Sie kennt mich schon! Wie sie mich ansieht! Ja, warte nur, wenn Du erst größer bist und laufen kannst, dann bin ich immer bei Dir und fricke Strümpfchen für Dich. Kleine rosa Strümpfchen für mein Mäuschen! Dann sitzen wir hier zusammen an einem niedlichen Nähtisch und sind beide ganz artig, und wenn wir mit unierer Arbeit fertig sind, gehen wir hinüber zum Papa.“

So hatte Klein-Grifas erste Kindheit bekommen. Es waren so viele Hände bereit gewesen, die das grauen Spinnweben zu zerreißen, die das Schicksal ihr boshaft vor die Sonne gezogen hatte. Aber waren diese Hände auch in der Zukunft stark genug? Das graue Gewebe sah von fern so fein und hinfällig aus, als könne es schon durch ein herzhaftes Lachen zu nichts zerknittert werden; wenn man aber näher hinzutrat und mit den Händen hineingriff, dann waren es plötzlich harte, stehende, eiserne Drähte, die stärker und widerstandsfähiger wurden, je mehr man daran zütelte.

Die gutherzige junge Braut hatte gewiß die besten Absichten, als sie versprach, das fremde Kind wie ihr eigenes an das Herz zu nehmen. Aber als die Jahre kamen und gingen und in dem Doktorhaus drei rotbäckige, dunkelhaarige Buben oder Mädels aus- und einliefen, da mußte sie die Erfahrung machen, daß auch in ihr eine Nacht lebte, die stärker war als ein paar unbedachte Worte aus dem verliebten Mädchenmund. Sie konnte nicht über sich hinaus. Aber sie war eine offene, ehliche Natur und sprach es mit der Zeit freimütig aus, daß es eben gar nicht möglich sei, anderer Leute Kinder so zu lieben und zu leiten wie die eigenen; man möge die Sache anfassen, wie man wolle, man werde eben immer bald zu wenig, bald zu viel tun.

Mit dem Doktor verhielt es sich anders. Da war erstmals das Versprechen, das er der geliebten Schwester gegeben hatte. Ihr Tod hatte viel zu tief auf ihn gewirkt. Die Vorwürfe, die er sich selbst wegen machte, waren zu ehrlich. Er wäre unter allen Umständen dem Kinde, auch wenn es geistig oder auch körperlich ein elendes, mißratenes Geschöpf gewesen wäre, der gütigste Anverwandte geworden. Aber er liebte die kleine Grifa mit ganzer Seele. Es war eine andere Liebe als die, die er zu seinen drei hübschen, geworden Kindern hatte, aber sie war keineswegs wertlos. Sie wurde in ihrer Färbung durch das Weinen der Kleinen bedingt, die an ihm mit der rührenden vertrauensvollen Anhänglichkeit hing, die noch nie getäuscht worden ist. Sie hatte von jeher eine innige, fast ein wenig schmerzliche Zärtlichkeit für ihn, wie wir sie wohl an kranken Kindern kennen. Da war etwas in der stillen, stummen Artigkeit, mit der sie schon als kleines Ding stundenlang mit ihrem Spielzeug bei ihm sitzen konnte, daß ihn plötzlich ein Anflug von Nüchternung trieb, die kleine Waise in die Arme zu nehmen, sie zu streicheln und zu liebholen, bis er ein Lächeln auf ihrem Gesichtchen sah. Wir können ein Kind nicht fragen: Bist Du glücklich? Sage mir, was kann ich tun, daß Du glücklich wirst? Aber der Doktor drängte oft mit Gewalt eine ähnliche Frage zurück. Er sagte dann wohl: „Laufe, Grifa, und hole Deinen Hut, ich will ausfahren, und Du sollst mit.“ Oder aber: „Nun muß meine kleine Grifa schlafen, morgen ist Sonntag, und dann gehen wir alle in den Wald und pflücken Blumen.“

Sie wird kräftiger und lustiger werden, wenn sie erst in der Schule ist, dachte der Doktor, und als sie sechs Jahre war, schickte er sie in die Gemeindegemeinschaft. Eine andere Möglichkeit zum Unterrichts war in dem Flecken nicht geboten, und so wanderte Grifa allmorgendlich mit einem kleinen roten Samtornier auf dem Rücken und ihrem Frühstückstorbchen über der Schulter wohlausgerüstet nach Herrn B.'s dreiklassiger Unterrichtsstätte und erzählte, wenn sie heimkam, dem kleinen Otto sehr gewichtig, was sie gelernt habe. Und wirklich ward sie mit der Zeit gesprächiger und munterer.

Aber je größer und verständiger das kleine Schulmädchen ward, je tiefer froh dem Doktor eine neue Sorge ins Herz. Sie ging jetzt in ihr zehntes Jahr; sie lief und sprang viel mit ihren Gefährtinnen in den Straßen des kleinen Ortes umher, und eigentlich war ihr kein Haus und kein Herd fremd — sie war allüberall daheim. Auf diese Weise konnte es gar nicht ausbleiben, daß sie bald von irgendeiner Seite über ihre Geburt und ihr Verhältnis zu seinem Hause unterrichtet wurde. Er selbst hatte sich im Einverständnis mit seiner Frau von Anfang an sorgfältig bemüht, sie nicht durch den verhüllenden Schleier hindurch-

erstens Schuster Bothe, zweitens die Pfütze, die vom nächtlichen Regen in der Straße stand, und drittens Grete Thiel. Schuster Bothe hatte wieder einmal Grifas Alltagschuhe über Gebühr lange in Behandlung, darum hatte sie heute morgen mit ihren schönen, neuen, gelben Stiefeln in die Schule gehen müssen. Das war eine Sache, die ihr Gutes wie ihr Böses hatte. Es war sehr hübsch, sich von den anderen Mädchen, besonders den größeren aus der ersten Abteilung, bewundern zu lassen. „O, Grifa, was hast Du für feine Schuh' an!“ Aber es war nicht hübsch, als Grifa beim Nachhausegelaufen in die Pfütze vor Schlächter Königs Haustür patzte, und ganz schlimm wurde die Angelegenheit, als die gutmütige Grete Thiel Grifa das Taschentuch aus der Hand nahm und tröstend sagte: „Laß man, Grifa, das schadet nicht“; dann hatte sie mit dem kleinen, weißen, rotkantigen Taschentuch Grifas Stiefel abgewischt. Nun waren die Schuhe nicht sauber, und das Tuch sah aus wie ein Wischlappen, und als zu Haus der Schaden entdeckt worden war, hatte es von der Tante Schelte gegeben. Hinc illae lacrimae, daher jene Tränen!

Aber an einem so wunderschönen Frühlingstag, wenn alle Vögel singen und alle Blumen blühen, kann man nicht lange weinen; die Sonne trocknet ja auch die Tropfen gleich wieder. Grifa war wieder ganz vergnügt, als sie ihren Nachmittagschulgang antrat. Vielleicht, wenn die Sonne so weiter schien, kriegten sie heut schon Stiezerien. Seine Groß hatte es gesagt. Er war der größte Junge in der ersten Abteilung und wußte alles, was die anderen nicht wußten; er wußte auch immer richtig zu sagen, in welche Klassen die verschiedenen Blumen gehörten, ein Kunststück, das Grifa völlig geheimnisvoll erschien. Auch hatte er neulich den Taucher, den ganzen Taucher von Schiller, von Anfang bis zu Ende vom Katheder aus hergesagt. Grifa konnte nicht begreifen, wie man so etwas fertig brachte, sie starb schon beinahe vor Herzklopfen, wenn sie den kleinsten Bibelspruch auftragen sollte. Sie bewunderte Seine Groß,



Das tragbare Feldtelefon.

Eine der wichtigsten Verkehrsstruppen unserer Armeen, die Fernsprech-Abteilung, hat durch ihre glänzende, auf gründlicher Schulung aufgebaute Tätigkeit viel zu der Schlagfertigkeit unserer Armeen beigetragen. Unser Bild zeigt das tragbare Feldtelefon, das eine Fernsprechverbindung bis in die wasserlosen Schützengräben ermöglicht.

blicken zu lassen, aber andere, das wußte er, würden weniger zart sein und sie mit roher Hand in das Licht zerrren, in das grelle, unbarmherzige Licht. Ja, der Tag würde kommen, mußte kommen. Und er kam und gestaltete sich also:

Es war im Mai. Von der schlanktürmigen, auf einer Anhöhe stehenden Kirche des kleinen Ortes hatte es gerade eins geschlagen. Eben nach Tisch war es; und es lag stille, gefäßtigte Trägheit und Launlosigkeit in den Straßen. Dazu ein schwüler Tag, die Sonne stach, der Himmel leuchtete tief blau, und am Horizont ballten sich schwere, bleifarbene Wolkenmassen gleich riesigen Federbetten. In der Nacht vorher hatte es ein starkes Gewitter gegeben. Würde es heut' gegen Abend wieder losbrechen? Die Büsche und Sträucher prangten im saftigen, dunklen Grün; wenige Tage noch, dann mußte der Flieder aufblühen. Schon flog das starke Düften all der tausend jungen Gräser und Blätter durch die Luft, die ganze Natur entfaltete sich zur vollen Schönheit und Pracht.

Grifa trat aus der Haustür. Sie hatte verweinte Augen und schützte den Blick mit der Hand, als sie blinzeln zur Sonne hinauf sah; dabei verzog sich ihr kleiner Mund. Es hatte Schelte gegeben. Daran waren verschiedene Mädel schuld,

heut nachmittag war wieder Botanik. Sie hatte es zwar noch nicht mit, die Kinder der mittleren Abteilung mußten währenddessen schön schreiben, ein ganzes Blatt herunter, dreizehn Linien waren es, immer den einen Satz, der in schöner Druckschrift oben auf der Seite stand: „Ceder, ein Baum des Libanon“. Das große C war sehr schwer zu machen, es hatte so einen gewissen feinen Schwung, der Grifa nie glücken wollte. Wenn sie die Seite fertig hatte, ehe die Stunde aus war, durfte sie stillsitzen und dem Unterricht des Lehrers zuhören. Im Winter war's Physik, das war sehr langweilig, im Sommer Botanik, das war wunderhübsch, ganze Berge von Blumen durften die Großen mit in die Schule bringen. Als Grifa an dem kleinen Graben am Wegrand vorbeiging, sah sie einen dicken Busch Bergzweimich mit zu sich herüberleuchten. O, sie wollte einen Strauß davon mit in die Schule bringen, der Lehrer würde nichts sagen, er war zu ihr ja überhaupt immer so nett. Sie bückte sich und pflückte eine Handvoll blauer Blüten, dabei sah sie im Gras einen alten Schuh liegen, nein, sogar zwei. Die mußte ein Handwerksbursche hierhin geworfen haben. Es waren ein Paar wundervolle alte Schuhe mit klaffender Schnauze und schiefen Abfüßen. Sie erzählten mühselos eine herrliche Geschichte von weiten,

schmutzigen Wegen, von Regen und Wind und klaffenden Dorfthüren, von bösen, hartherzigen Menschen und guten, freundlichen Frauen, die einen Teller Suppe spendeten. Sie zog sie hervor und steckte ihre kleinen Füße hinein. Ein paar Schritte schlurte sie damit, es ging. Was sie wohl sagen würden, wenn sie mit den großen Wasserfahnen auf dem Schulhof erschienen? Sie schlurte, so rasch sie konnte, den Ort entlang. Als sie auf dem Schulplatz ankam, brach ein Gelächter aus, ein paar große Jungen stürzten ihr schreiend entgegen und fragten, woher sie den Hund habe. Erika antwortete nicht, schlurte weiter und ließ sich beneiden.

„Gib sie mir,“ rief Abje Rabe, ein großer, blonder Junge mit ungehenden roten Augen.

„Nein,“ rief Erika.

„Ich will sie haben,“ rief er nochmals und wollte sie ihr wegreißen. Erika schrie und wollte fortlaufen; er rannte hinter ihr her und griff in die weitausstehenden Fersen, und plaut, da lag Erika an der Erde. Er lagte höhnisch und zog ihr den Schuh aus. Erika weinte. Ein paar Mädchen halfen ihr wieder auf und trösteten, so gut es ging.

„Laß ihn man, Erika, er ist immer so, laß ihn man.“

Erika, die einmal im Weinen drin war, weinte und weinte.

„Ich will es meinem Vater sagen, Du!“ stieß sie unter Schluchzen hervor.

„Naß, Vater — Du hast man gar keinen Vater.“

„Doch,“ schrie Erika, „hab' ich einen Vater. Ebenjogut wie Du, und er ist Doktor, und Deiner ist bloß Schuster.“

Der Kampf nahm eine ernste Wendung, die anderen Kinder standen ringsum, nur einige Mädchen trösteten.

„Laß ihn man, Erika, er ist immer so.“

Aber in Erika war die Wut entfacht, es war ein Wort gefallen, das für sie den ersten und letzten Inhalt ihres Lebens ausmachte. Ihr Vater war genannt in einer nicht sehr respektvollen Art, wie ihr schien. Da gab es für sie keine Grenzen und Zurückhaltung. Sie stand da mit geballten Händen und funkelnden Augen, während ihr die weißen Haarsträhnen ins Gesicht fielen.

„Doch hab' ich einen Vater, und er ist viel mehr als Deiner! Und doch ist er mein Vater, bloß meine Mutter ist tot!“

Abje Rabe war völlig kalt und ruhig geblieben, er teilte seine Aufmerksamkeit zwischen seiner Gegnerin und seiner Siegesbeute. Es gingen nämlich seine großen Füße in den schweren Stiefeln nicht so zwanglos und vergnügt in das alte Leder wie vorher Eritas. Er ärgerte sich.

„Ist nicht wahr,“ rief er, „der Doktor ist nicht Dein Vater, er ist man bloß Dein Onkel. Ich hab' gehört, wie Frau Bürgern es meiner Mutter erzählt hat, und die weiß Bescheid. Und Du bist irgendwo her und hast man gar keinen Vater. Du bist gar nicht so fein, Du bist ein uneheliches Kind. Mensch!“

In diesem Augenblick rief die Glode. Die Kinder stellten sich in Reih und Glied, denn sie mußten in geordnetem Zuge ins Schulzimmer treten. Eritas Gefährtin streckte ihr die Hand entgegen. „Komm, Erika!“ sagte sie und setzte noch ein tröstendes Wort hinzu. Allein es blieb wirkungslos. Erika stand stumm und starr auf ihrem Fleck; und plötzlich, als sich der Zug in Bewegung setzte, stürzte sie über den Spielplatz und slog blaß, aufgeregt, mit zitternden Gliedern durch die Straße auf ihres Onkels Haus zu.

Was hatte Abje gesagt? Ach, wenn nur niemand bei Papa war! Wenn er doch in seiner Stube auf dem Sofa läge! Ganz allein, dann konnte sie gleich zu ihm. Eine grenzenlose Angst griff ihr ans Herz. Leise klinkte sie die Hintertür auf und slog die Stufen hinauf. Die Tante schlief, und Otto mußte lateinische Vokabeln lernen, sie hörte sein Plappern.

Doktor v. d. Heide stand in seinem Studierzimmer und reichte einem Arbeiter aus dem nächsten Dorfe ein Rezept. „So,“ sagte er dabei, „nun gehen Sie gleich in die Apotheke und lassen das machen, und dann geben Sie Ihrer Frau gleich sechs Tropfen in ein halbes Glas mit Wasser. Hören Sie, sechs Tropfen! Nicht mehr! Dann wird sie bald schlafen. Und stören Sie sie nicht. Ich will sehen, daß ich heut gegen Abend noch einmal hinfomme. Ich kann's so einrichten.“

Da ging die Tür auf, und Erika stahl sich hinein. Sie durfte nicht eintreten, wenn Fremde bei dem Vater waren; sie hatte auch reden hören, aber die Angst ließ ihr keine Ruhe.

„Vater!“

„Danke schön, Herr Doktor,“ sagte der Mann, „ja, wenn Sie noch mal kommen wollten. Gegen Abend sind wir immer so unruhig.“

„Papa!“ sagte Erika mit ihrem lothenden Angstblick.

„Na, adieu, Herr Doktor,“ sagte der Mann und ging.

Der Doktor hatte seiner kleinen Nichte die Hand entgegengestreckt, er öffnete dem anderen die Tür, ließ ihn hinaus und schloß sie wieder.

„Nun, Erika, was ist denn?“

Das verstörte Kind erschrökte ihn. In seinem Ton war jene Fülle von Güte und Herzlichkeit, mit der er so oft zu ihr sprach.

„Was fehlt Dir, Kind?“ Er legte ihr die Hand auf das Haar und bog ihren vorgefunkelten Kopf zurück.

Mit einem Aufschluchzen umschlang ihn Erika und barg ihr Köpfchen in seinem Kock. Er ließ sie eine Weile gewähren. Dann zog er einen Stuhl heran, nahm Erika auf den Schoß, ihr Gesicht in beide Hände und sagte:

„Na, nun sage mir doch, was hat's denn wieder gegeben? Ich weiß ja gar nicht, was Dir fehlt.“

Sein Zureden wollte heute wenig nützen. Aus Eritas Augen stürzten von neuem Tränen über Tränen, der Mund verzog sich jämmerlich, die Brust keuchte förmlich, und sich losringend von dem Würgen im Hals, stieß sie die Worte hervor:

„Abje Rabe hat gesagt —“

Der Doktor beschloß im stillen, Erika aus der Gemeindefchule fortzunehmen. Abje war ein böser Junge.

„Abje hat gesagt,“ brachte Erika unter erneuter Anstrengung hervor, „Du bist gar nicht mein Vater. Ich hab' gar keinen Vater. Du bist bloß mein Onkel. Sag' doch, daß es nicht wahr ist!“

Alles blieb still.

„Sag' doch, Papa, daß es nicht wahr ist.“

Hätte Erika nur ein klein wenig geahnt, wie schwer, wie bitter schwer ihrem „Papa“ ums Herz war, sie hätte ihn nicht mit so angsterfüllten Augen angesehen, aber er war bisher immer der für sie gewesenen, der all ihre tausend kleinen Klammernisse in Lachen und Freude umgewandelt hatte; und ihr eifriges Drängen war nichts weiter als der natürliche Standpunkt der reinen, ahnungslosen Kinderseele, die überhaupt niemals begreift, wie es in seiner Ohnmacht einem Erwachsenen das Herz schwer machen kann. Doktor v. d. Heide dachte so in diesem Augenblick; und ein grenzenloses Weh durchzog ihn, als er sich sagte, daß dies vielleicht die letzte Stunde sei, in der sie ganz voll kindlicher Liebe und Zuertrauen auf seinem Schoß saß. Warum mußte die Erkenntnis so früh in ihr junges Leben fallen! Es war so entsetzlich hart, ihr die Wahrheit sagen zu müssen. Er hatte so oft gegebelt, auf welche Weise er sie ihr einstmals schonend würde geben können.

Er legte den Arm fester um sie und lächelte.

Erika wußte nicht, wie schön dieses Lächeln mit seiner unendlichen Zartheit und Herzensgüte war, aber sie fühlte seine wohlthätige Macht so gut wie die Kranken und Leidenden.

„Nun höre einmal zu, Erika! Ist es nun nicht ganz gleichgültig, ob ich Dein Vater bin oder Dein Onkel? Die Hauptsache ist doch, daß ich Dich lieb habe. Ist's nicht so? Wie kannst Du denn nur

so dumm sein und darüber weinen? Du bist doch meine liebe kleine Maus.“

„Wo ist denn aber mein Papa?“

„Der ist im Himmel.“ Doktor v. d. Heide riß sich diese Antwort von der Seele, er hätte keine andere über die Lippen gebracht.

„Ist er bei meiner Mama?“

Es war entsetzlich, aber er hielt Eritas Blick aus und sagte ein zuversichtliches Ja!

„Warum hast Du mir denn das nie gesagt?“

„Warum nicht? Nun, weil Du nicht traurig werden und weinen solltest. Abje ist ein unartiger, böser Junge.“

Eritas Schluchzen hatte nachgelassen. Der Doktor zog sein Tuch aus der Tasche und wischte ihr Gesichtchen ab.

„So, nun gib mir einen Kuß.“

Aber Erika hatte noch eine Frage auf ihrer kleinen Seele.

„Hast Du mich ebenjo lieb wie Otto und Marielchen und Hanschen?“ fragte sie, und die kleinen Lippen zitterten schon wieder verdächtig.

Das war der erste Zweifel. Würde er ihn gleich mit der Wurzel ausrotten können? „Ja, Erika,“ sagte er laut und überzeugend, „ich habe Dich ebenjo lieb.“

Da ging noch einmal ein Zucken und Beben über Eritas Gesicht, und ungestüm und mit jener alles vergessenden Innigkeit, wie der Doktor sie bei seinen eigenen Kindern nie gefühlt hatte, schlang sie die Arme um seinen Hals und drückte ihr Gesicht so fest an seine Brust, daß er nicht den Mut hatte, sich aus ihrer Umarmung zu befreien, und sie streichelte und liebkoste wie ein ganz kleines Kind. Erst nach einer Weile, als ihre Atemzüge gleichmäßiger wurden, trug er sie auf sein Sofa und deckte die Schlafende zu. Dann ging er hinunter zu seiner Frau und erzählte ihr das Geschehene. So kam es, daß Erika beim Erwachen die gute kleine Frau Doktor auf dem Sofa mit Hanschen sitzen sah und von beiden mit einem herzlichem Kuß begrüßt wurde. (Fortsetzung folgt.)

Die Trunkucht im russischen Heere.

Unter den geistigen Erkrankungen der russischen Offiziere nahm im russisch-japanischen Feldzug der chronische Alkoholismus die erste Rolle ein, und er machte mehr als ein Drittel der Krankheitsfälle aus. Ein russischer Frennarzt konstatiert, daß bei der Aushebung der Trunkucht nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde, daß sich der chronische Alkoholismus hauptsächlich bei Offizieren, Feldwebeln und Reservisten fand. Aber handelte es sich um chronische Trunkucht, bei den Soldaten mehr um akute Vergiftungen mit chinesischem Schnaps. Diese Mitteilungen Dr. Riepman's in der „Deutschen med. Wochenschrift“ geben vielleicht den Schlüssel zum Verständnis der sinnlosen Notheiten und Grausamkeiten der russischen Soldateska.

Kurz vor Ausbruch des Krieges ist übrigens in Rußland ein Erlaß veröffentlicht worden, der Maßnahmen gegen den Gebrauch von spirituellen Getränken in der russischen Armee bezweckt. Die Vorgesetzten sind demnach verpflichtet, die Maßregeln zu ergreifen, um bei den ihnen anvertrauten Untergebenen den Gebrauch von spirituellen Getränken zu vermindern. Das Erscheinen eines Offiziers in berauschtem Zustand gilt als Vergehen. Bei Ausführung dienstlicher Obliegenheiten ist der Gebrauch spiritueller Getränke verboten. Die Bezirkskommandeure müssen Regimentsärzte in Disziplinargesellschaften organisieren. Die Regimentsärzte sollen Vorträge über die Schädlichkeit des Alkohols halten. Der Sport und geistige Unterhaltungen sollen einen Ersatz für die alkoholischen Zerstreuungen bieten. Den Gemeinen ist der Genuß von spirituellen Getränken überall unterjagt, solche, die wegen Genuß von spirituellen Getränken eine Disziplinarstrafe verbüßt haben, dürfen weder zu Unteroffizieren befördert noch zu Lehrern junger Soldaten bestimmt werden.



Kriegs-Allerlei

Vom Grenzverkehr in den Schützengraben. Aus dem Feldpostbrief eines Frankfurters: „Hier (auf dem westlichen Kriegsschauplatz) ist immer noch der gleiche Gang: in Schützengraben liegen, nächst näher an den Feind herangraben und Redungen (Wohnung) bauen. Interessant ist, daß wir in der vordersten Linie unser Brot vom selben Hanfen holen wie die Franzosen. Auch halten die 80 er auf unserem rechten Flügel gute „Freundschaft“ mit den Franzmännern. Im vordersten Graben ist ein Stellner vom „Frankfurter Hof“, welcher tabellos französisch spricht. Als ein Laufgraben im Bidjad dem Feinde entgegen ausgehoben wurde, so daß man bis auf 80 Meter an den feindlichen Graben herantam, rief der Stellner, ziemlich dreist, die Franzosen an. Sie fragten nun, warum wir immer noch so viel schanzten, wie lange es noch dauern sollte, sie wollten heim zu ihren Frauen, hätten nichts zu essen und nichts zu rauchen, nur Brauntwein zu trinken. Darauf der andere: wir aber im Leberfluß. Man warf denn auch eine Schachtel Zigaretten hinüber, sie fiel aber vor den Graben; da hastigten sie nun immer mit den Händen danach, trauten sich aber nicht über die Deckung. Für noch ein Patetschen, das gut antam, wollten sie Brauntwein geben.“

Der Ketter des Jaren. Welche Vorstellungen sich das russische Volk von seinem „Märdchen Jar“ macht, das zeigt eine kleine Geschichte von dem Großvater des jetzigen Herrschers, an die in der „Tribuna“ erinnert wird. Alexander II. war ein nüchternen und arbeitsamer Herr, nur hin und wieder erlaube er sich, eine Zigarette zu rauchen, aber das Volk war fest überzeugt, daß er ganz unmäßig in seinen Ausschweifungen wäre. Eines Tages kommt zum Winterpalast aus einer fernem Provinz im innersten Anflug ein starker Bauer; er bittet zunächst, zum Jaren geführt zu werden, und als man ihm Schwierigkeiten macht, wird er sehr dringlich. „Ich muß mit Märdchen sprechen“, ruft er in höchster Erregung aus, „ich muß ihn retten!“ Der Jar wird benachrichtigt und empfängt den Bauer. Er hört ihn an, lacht, drückt dem Mann die Hand, läßt ihm eine Anzahl Rubel ausstehenden und entläßt ihn. Als er wieder zu seiner Umgebung im benachbarten Saal kommt, lacht der Jar noch immer. „Wißt Ihr, was mir der Bauer gesagt hat?“ „Märdchen, wir wissen alle in meinem Dorf, daß Du ganz unmäßig läufst, so daß Du in der Nacht nicht schlafen kannst. Hier hast Du ein Tränkchen, das Dir erlauben wird, immer weiter zu trinken, ohne daß es Dir den ge-

ringsten Schaden macht.“ Mein Wort, daß das nicht stimmte, machte nicht den geringsten Eindruck auf den Mann, er blieb bei seiner Meinung und wollte mir durchaus sein Mittelchen übergeben, fest überzeugt, daß er damit ein großes Werk vollbringe. Die Augen leuchteten ihm förmlich vor Freude...“

Als ein Dienstmädchen in der Morgenzeitung die fettdruckte Ueberschrift las: „Der Europäische Krieg“, sagte sie in kläglichem Ton: „Ach Gott, jetzt fängt Europa auch noch an.“

Berliner im Reservistenzug. „Mensch, dieser Regen, so'n Matsch!“ Darauf der andere im Bräunton der Ueberzeugung: „Bei schlechtem Wetter finden die Gefechte im Saale statt.“

Nach der Schlacht von Tannenberg wurden in Folge Wagenmangels gefangene russische Offiziere in vierter Klasse untergebracht. Als sie sich beschwerten, antwortete der deutsche Offizier heiter: „Ja, meine Herren, Sie müssen schon vorliebnehmen, aber auf einen solchen Andrang waren wir nicht vorbereitet.“

Beim Aufgebot des Landsturms schmunzelte ein Landsturmann: „Gott sei Dank, daß es losgeht! Ich habe mir schon vorgenommen, ich kaufe mir eine Kanone und mache mich selbständig.“

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.

Herrlich steht es vor dir, ein Gebild aus edleren Zeiten, Und unarmet die Welt mit dem Geboide der Kraft. Doch es wankt die Gewalt, sie kann die Würde nicht halten, Die sie gierig umfaßt, und das Erhabene fällt. Wandelst du aber die Ordnung und lehrst die Zeichen des Wortes, Etwas Ewiges steht, etwas Unsterbliches da; Mächtig herrscht es und strahlt im Glanz der olympischen Gottheit Und durchbohrt uns das Herz, wenn es den Nestar um reidht. Zp. Körner.

II.

Sprich, wie nennst du den Mann, der in vaterländischen Weiden Kühn dem Heldeingang des Chiers, des trefflichen, nachtrebt. Dem auf Helicons Höhe die nemlich heiligen Mufen Freudig die Schläf umwandten mit grünenen Mätern des Delzweigs? Wend're der Silben Stand, und die ländergebietende Jürstin Zeigt sich im herrlichen Glanz, im rosigen Lichte der Freiheit. Sie, die aus eigener Kraft die Welt, die bekannte, gesehelt, Mächtig steht sie und groß, und Wollen umschlingen ihr Haupthaar. Sieh', da bricht der Barbar durch die heiligen Schranken des Lebens, Und die Gewaltige fällt, und zerichmetert im Sturze den Erdkreis. Zp. Körner.

III.

Ich sehe oft in mir, Um meiner selbst zu pflegen; Und bin dann um mich selbst Recht herzlich oft verlegen. Schlettermacher.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Saumjelig. — II. Feuer.

Geschäftliches.

Unfähig Schweres

erlaubt unsere Krüppelanstalten mit ihren 600 Pflegen durch Russeneinfälle. Beim ersten Einfall erschossen sie grundlos drei alte Krüppel. Dann achzehn Tage voll Schreden in der Gewalt der Russen, die Anstalten völlig ausgeplündert, die Krüppelgehmen mit voller Ernte niedergetannt. Beim zweiten Einfall, als Russen in der Nähe, angstvolle Nacht aller Krüppel. Sechs Tage im Eisenbahnwagen unterwegs. Nirgend's Platz. Daher Rückkehr trotz Geschüßbonner. — Krüppelanstalten dienen Vaterland opferfreudig durch Heiferbezarect mit 250 Weiten, Vespelung durchziehender Truppen und Weherbergung für Tausende von Flüchtlingen. Wer lindert unsere Kriegsnot und tröstet durch Gaben unsere elenden, erschreckten Krüppel? Jede Gabe — (entweder direkt oder durch Kaiserl. Postgefamt Danzig, Konto 2423) — wird durch Bericht herzlich bedankt. Brand, Superintendent. Angerburg, Dfpr., Krüppelanstalten.

Kaufe mein Bett.

Schöfeln rot, dicit Daunenfüder, große 1 1/2 füll, Eber-n. Unterbetten n. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Daunen, des Gebett M. 30. — dasselbe Bett mit Daunenbett M. 35. — Betteltes herrschaffl. Daunenbett M. 40. — Eineislatia soltet jedes Bett M. 5. — mehr Mächtig Gebet surd. Bettfedern billig stat frei. 30,000 Abunden. 1050 Dankschreib. Bettstoffabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einlautende **Blitz-Strick-Wolle** Deckenwolle, Strumpfwolle platt. Pfund schon sehr billig liefert auch an Privats (Muster franco) die **Erfurter Garfabrik** Hoflieferant in Erfurt W. 247.

Technikum Masch.-Elektr.-Hainichen i. Sa. Lehrfabr. Progr. fr.

Neue Gänsefedern, wie sie von den besten Gänsefedern sind, mit allen Daunen i. Pfd. 1,50 sfr. Die besten Federn, mit allen Daunen, groß gefüllt à Pfd. 2,35 sfr., gut gefüllt, mit allen Daunen à Pfd. 3,35 sfr., wertende gegen Schaden, nehme, was nicht gefüllt, surd. **August Schuch, Gänsestaustalt, Neu-Zerblin 9 (Obertruch).**

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Preußische Verlagsanstalt G.m.b.H. BERLIN SW 68, Rittersstrasse 50

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preußischen Wassergesetz

bearbeitet von Justizrat Bitta, Breslau, und Landrat Dr. v. Kries, Filehne Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschafflich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Geld gibt ohne Mühen, schnell, reell, sichere Darlehen, seit 1891 bestehende **Firma Schulz & Co., Berlin 110, Streusbergstraße 21, Müpperto.**

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten 1 Dtdz. Flaschen sortiert für 12 Liter ausreichend Mk. 2,75, franko überallhin. **Chemische Werke E. Walther, Halles a. S., Mühlweg 20.**

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortlichkeiten und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weislichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Grebe

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei
Berlin SW 68, Ritterstraße 50



Bildgröße 28×38 cm
Kartongröße 45×60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in
Händpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunst-Druck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.*
- Wilhelm, Kronprinz*
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz*
von Bayern
- Herzog Albrecht von Würt-*
temberg
- von Beseler, General der Inf.*
- von Bülow, Generaloberst*
- von Einem, General der Inf.*
- von der Goltz, Generalfeld-*
marschall
- von Hindenburg, Generalfeld-*
marschall
- von Heeringen, Generaloberst*
- von Kluck, Generaloberst*



Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

